

HOMMAGE

Zusammengestellt von Jürgen P. Wallmann

Im folgenden werden, zumeist in Erstveröffentlichungen, Ernst Meister gewidmete Beiträge zeitgenössischer Lyriker vorgestellt: den Dichter porträtierende oder ihm dedizierte Gedichte; Erinnerungen an Begegnungen mit ihm; Betrachtungen zu seinem Werk; eine Rede; eine poetische Meditation, die von einem Gedicht Meisters und der Rückbesinnung auf seinen Anlaß angeregt wurde.

Zur Beteiligung an dieser Hommage wurden Autoren eingeladen, von denen ich wußte oder annahm, daß sie eine gewisse Affinität zur Dichtung oder zur Person Ernst Meisters hatten. Einige wenige der angeschriebenen Lyriker haben auf die Anfrage nicht reagiert, andere mußten wegen Arbeitsüberlastung, Krankheit oder aus anderen persönlichen Gründen absagen. Mehrere von ihnen bekannten, das von mir vermutete intensive Verhältnis zur Poesie Ernst Meisters nicht zu haben und sich daher „nicht für fähig und kompetent zu halten, etwas über Ernst Meisters Dichtung zu sagen“ (so Kurt Marti). Bei diesen Absagen steht die schroffe Distanzierung (Günter Herburger: „Ich habe von Ernst Meister vielleicht sieben Gedichte gelesen und sie sofort wieder vergessen“) neben dem Eingeständnis eines anderen Autors (Peter Rühmkorf), er „stehe Ernst Meister etwas fremd gegenüber. Vieles an ihm ist mir grunddunkel geblieben, hat weder zur Aufklärung der Welt noch ihrer Belustigung beigetragen und steht für mich ein bißchen sehr klotzmäßig in der Landschaft. Mochte ihn ja so en passant-persönlich immer recht gern...“

Die meisten der Lyriker, die sich an der Hommage nicht beteiligen konnten oder mochten, ließen dennoch ihren Respekt erkennen gegenüber Ernst Meister und (so Ernst Jandl) „seinen Gedichten, von denen ich nicht wenige mit Betroffenheit gelesen habe“.

SARAH KIRSCH

Nachricht

Drei Gedichte für Ernst Meister

Albumblatt

Die schwarzweißen wiederkäuenden Kühe
Liegen zärtliche Klumpen auf
Erzengelwurzweiden die Katze
Gleicher Farben duckt sich am Zaun
Drauf Elstern springen und schrein
Unter tiefhängendem feuchten Gewölk
Geht die zugeknöpfte Bäuerin im Joch
Erfüllbarer Pflichten raschen Schritts
Lackierte Kohlköpfe schneiden
Begleitet von Schmetterlingen.

Weltrand

Die abgeschlagenen Köpfe der Kühe
Schweben im Nebel über den Wiesen
Wenn der gehörnte Pfarrer am Abend
Mit roten Augen im Torfstich umherirrt.

Die letzten Vögel des Sommers reden
Mit vernünftigen menschlichen Stimmen
Es gilt Abschied zu nehmen von allen
Vertrauten Bäumen den Blättern.
Halb steht die Sonne über dem
Wald halb ist sie unter.

Sanfte Jagd

Die lebendigen glühenden Blumen
Taubenblaues Gefieder halshoher Astern
Seeigel-Dahlien gestäubt auf dem Grund
Versunkener Dörfer brennende Liebe
Bevor der Frost in einer einzigen Nacht
Sie schwärzt und die Hinrichtung vornimmt
Bringen das Herz unterm Wolfspelz zur Strecke.

PETER HÄRTLING

Ernst Meister, im Tübinger Stift lesend

Die Lupe vorm
Aug
hält der Ungeduld
nicht stand:
Jetzt springt
das Wort
durchs Glas
und blendet ihn:
er könnte,
so getroffen,
schweigen, doch
er spricht,
um ihn, den Schweigenden,
zu hören: „Zu sterben,
das ist Grammatik!“

CHRISTOPH MECKEL

29.3.1979 für Ernst Meister

In der rasenden Zeit

ist er langsam zum Freund geworden.
Seine Sprache, Atem des Denkens, ist mir
nicht ferner als der nächste Baum. Es gibt
umgelegte, andere werden sterben
und es ist klar, daß nichts mehr sterben darf
die Bäume, die Freunde, die Sprachen
hier darf nichts mehr sterben.

MICHAEL HAMBURGER

Für Ernst Meister

Ob ich dich anrede
Jetzt, einen Toten,
Oder dort, wo ich hinfuhr
Und du nicht warst
In der noch geteilten Zeit –
Im Gedicht ist es gleich.

Im Gedicht
Warst du schon beinah drüben,
Durchs Anreden nur,
Durchs Anrufen nur,
Ein letztes,
Des goldenen Ginsters.

Der blüht auch jetzt.

Ich seh ihn und bin Erde.

So haben wir uns
noch einmal getroffen.

JOHANNES POETHEN

In memoriam Ernst Meister

Diese schlechte sicht
und immer ein nebengeräusch

wenn wir es aber schmeckten
wenn wir das alles in wahrheit
anfassen könnten

und alle gedankengänge zu ende.

„Vor meinen Augen
breitet sich
HADES. O
Name.“

MICHAEL KRÜGER

Ernst Meister in memoriam

In den Dingen
die Augen, Ernst,
noch vor der Sprache.
Gleich, wo du bist,
du kehrst zurück:
Stein, Schwelle, Haus
beobachten dich.
So bleibst du
am Leben, Ernst,
immer im Blick.

GREGOR LASCHEN

*„Hier leben wär für immer zu schwer“
Erinnerung an Ernst Meister (Noordwijk 1973)*

Da, als dieser ausgebildete Strand erreicht war, eine
dichte Menge, Sand der manchmal landeinwärts
wandert, Bild für Zeit, eine gehörige Hirnbreite
voller Gegensatz, gingen wir lange schwerfüßig,
ein helles Schnaufen, schwitzend, Muscheln und Kopf-
zustände im Gepäck am „sprechenden Wasser“, die
Schädel tiefzitternd im Wind am Wasser, ungereimt
die schwere Welt unter Schaum, obenauf die alte
Malerei, kam gründlich und beinahe sprachlos
die alte Geschichte der Dichtung, ewiges Zick-Zack
und lief vor uns her mit
wedelndem Schwanz, ein Ton, den Sand im Maul: eine
Weile zwischen Strand und Wasser, nicht trocken,
nicht naß, dazwischen, die bewegliche Schrift
von Kopf und Bauch, ineins geredet wie selten und
lange vor uns *das Bild*, auf dem der Mann, der
nicht an Rück-Reise denkt, seinen Kopf
hinhält den Reisenden, die Wörter Aragons

nachspricht wie Gesetz: „In der Liebe
gibt es kein Glück.“

BRUNO HILLEBRAND

Ernst Meister im Sinn – im Sinne Ernst Meisters?
Drei Gedichte ohne Titel

Es können die Schatten nicht
alles verdecken
denn umher stehen
im Lichte die Dinge

umsonst
haben die Dichter
sie nicht gesungen
die Lieder an Mauern
entlang bis es leuchtet.

*

Wo denn
sonst sind sie
und verborgen
hinter Schleierkraut

die Lider der Welt
öffnen sich nur
dem Sehenden.

*

Der Horizont der Ewigkeit
tritt manchmal
kristallen
in die Pupille
dessen der nichts
mehr sehen will.

WOLFGANG HÄDECKE

In memoriam Ernst Meister

Löwenhaupt,
Kinderschritte:

schwierige Verse
in den Taschen

die erloschene Zigarette
in der zitternden Hand

so tappt er davon
Hölderlin in Hagen

ich weiß nicht, wohin
seine Spur verliert sich

wir schauderten alle,
als der Sarg versank

die Schritte
werden kürzer:

Kinderschritte,
Löwenhaupt.

WOLFGANG BÄCHLER

Nach der Flut

Für Ernst Meister

Die Wellen der Verzweiflung
laufen in einer Strophe aus.
Der Schmerz verebbt in zwei Zeilen.

Dazwischen stehen die offenen Fragen,
Zersplittertes und Gespaltenes,
Auspizien aus Meeresfrüchten,
Schatten, die Mauern und Bäume,
Tische und Stühle werfen.

Die Gewässer weichen zurück.
Der Wind stößt in das Haus.
Die Fensterflügel schlagen zu.
Die Tür fliegt aus den Angeln.

Das Morgenlicht tritt herein
quer durch das Zimmer auf uns zu,
greift nach den Armen und Schultern.
Vergebens verbirgst du dein Gesicht.

GÜNTER KUNERT

Etruskische Nekropole

Für Ernst Meister

Hier ist die Haut der Erde
abgeschürft.

Ihr steinernes Gebein
zutage liegt es schon lange:
sie haben sich hineingezwängt
die Staubgeborenen
mit Meißel Hammer Sinn und Zweck:
so immerwährend selbst zu werden
wie ihr Lebensgrund
auf dem sie wenig Zeit bekamen
für den Tod zu sorgen.

Nun lächeln sie
auf Sarkophagen
als hätten sie es grade noch
geschafft
ein Stückchen von der Ewigkeit
herauszuschlagen.

WALTER HELMUT FRITZ

Gibt uns unsere Lage

Dem Andenken Ernst Meisters

I

Was sich da entfernt?
Nein, nicht die Zeit.

Nur wir gehen davon,
entfernen uns rasch.

Sehen bald undeutlich,
was zurückbleibt.

II

– dann räumt uns
der Tod weg.

Macht uns unsichtbar,
oder sichtbar, wer weiß.

Nimmt uns den Atem,
verteilt ihn neu.

Gibt uns unsere Lage.

EVA ZELLER

Ernte der Worte

Für Ernst Meister

Vom Drohenden
angespornt
rücken die Fuder näher

Der eine der andere geht
im Gleichschritt der Tiere
den Blitz geschultert

einzubringen das
um und um
gewendete Grummet

Mit wärmeren Worten

Für Ernst Meister

Anderswo sind
mildere Jahreszeiten

In Mund- in Augenhöhe
herrscht Winter

Da hauchen wir Löcher
in die gefrorenen Blumen

Untersagen, daß die
Kristalle auskriechen,

wie doch geschrieben steht
in den eisigen Keimen

Lassen wir uns hinters Licht führen
von der Beweisschrift der Kälte

und legen mit wärmeren Worten
Berufung ein

KAY HOFF

Notiz

Für Ernst Meister

Schlaf, und keine Saite
berührt, kein Wort bewahrt:
weißer Schlaf, Bruder,
und die tauben Stunden vertan,
verwelkt die betörenden Wünsche:
warum versuchen wir, traumlos,
immer wieder das Glück?

MARGARET HANNSMANN

Altern

Für Ernst Meister

Ohne Grille kein Sommer

mein Garten hat
was sie einladen könnte

bis August ist
wart ich

die Freunde sagen
lang haben wirs nicht mehr gehört
Grillen im Garten

Später
halt ich mein Ohr
in alle vier Winde
kriech ins Gebüsch
Abend für Abend vergeblich

ihre Frequenz erreicht
mein Gehör nicht mehr

da steig ich ins Auto
treib es nach Süden

dort am Steintisch
bei Wein und Melonen
höre ich endlich tausend Zikaden

RICHARD DOVE

In memoriam Ernst Meister

„Es gibt
im Nirgendblau
ein Spiel...“

Rare, neverlasting
spring...

But then the venison
of self-disgust,
that squeamishly
decaying taste
that hung around us
after summer
passed.

The solstice creaks –
midwinter –
and the salted sun
of Hades
glowers,
still bares
its cold, curved
teeth.

How could you
rest?

HANS DIETER SCHWARZE

Mensch Meister

Ein Haupt, eher
Für Sombreros als
Für lyrische Hüte;
Der Heilige Jakob ließ
Es sich abhaun, Ernst
Senkte es
Früh.

Als ob er Weihwasser
Gesoffen hätte –
Weg vom Westfalentag.
Im Heimatmuseum
Wollten wir Western drehn.
Gringos, westfälische,

Reiten auf bockwind-
Müden Flügeln.

Doch was bleibt,
Sind immer Stifte in Haspe.
Hasperischer werden –
Aber wer
Hat schon das Haupt und
Senkte es,
Früh?

WALTER HÖLLERER

Ernst Meister: Gesprächspunkte
Für Walter Höllerer

Auf dem Rücken eines Tigers
im Traume hängen,
bis das Träumende schwindet
und das Tier übrigbleibt.

Geklammert an eine Planke
im Meer
geklammert an eine Planke im Meer.

Vielleicht auch
zerkaut man ein Ölblatt,
während die Taube schon fliegt.

Weh dem, der ist
und wie dem auch sei:
„dort droben nur flüchtig
vom Brote gegessen“
„zwei Stirnen im Kloster“
und „gebadet die Hoffnung“.

Als wir gestern
über den Friedhof gingen von W.
der am Berge liegt
cette mort pas commode,
an ein Ölblatt geklammert,
ein

schöner Spaziergang
quer zum Gefälle
und mit dem Gefälle
im warmen März

Alte Kreuze
und eine neue Ästhetik.

Ein Toter,
bereits vergeßbar,
hat sich in Goldlack gehüllt

– neben duftet ein Feuer –
und denke dir, Bruder,
denke dir einen Akkord,
der wie diese Narzissen
gelb ist.

(ZF 1958, 26f.; G, 122f.)

„Als wir gestern / über den Friedhof gingen von W.“

– gestern über den Friedhof gingen von Wuppertal, – ob es den Toten etwas ausmacht, so schräg am Hang zu liegen? Kopf nach oben, Kopf nach unten? aber „*besonders mühelos*“? das nicht, das sicher nicht, aber es ist nicht vorstellbar. Wir, die Lebendigen, zwischen den Toten, wie wir über ihnen, zwischen ihnen, unter ihnen dahingehen. Wie wir uns festhalten, an einem Blatt in diesem Moment zu zweit, Tag in Wuppertal, an dem Geschmack eines Blattes, das wir ausprobieren, das mit den Toten zu tun hat (wenn irgend etwas hier mit den Toten zu tun hat in diesem März), schöner Spaziergang quer zum Gefälle, zwei Lebende, – (jetzt: ein Lebender ein Toter) gestern heute morgen, „in Goldlack gehüllt“, – duftet ein Feuer, für zwei, für einen, für sich, für viele, – hängen die Gespräche über den Zeilen im Duft im Feuer „neue Ästhetik“, (ja, alte Kreuze), alte Kreuze (ja, zwei Stirnen im Kloster), ja, so am Hang gehen – (ja, am Hang *hängen*) geklammert an (im Traume hängen), æ bis schwindet, und – übrigbleibt, *denke dir, denke dir*, – geklammert an den Hang, flüchtig, –

schöner Spaziergang
quer zum Gefälle
und mit dem Gefälle (– vergeßbar?)

denke dir, denke dir

auf dem Rücken eines Tigers
im Traume hängen,

das Träumende schwindet, *das* Tier: übrigbleibt, – ich
cette mort pas commode

vergeßbar?

denke dir einen Akkord, der –
Wer ist

Als wir gestern
über den Friedhof gingen von W.
der am Berge liegt

CHRISTOPH MECKEL

Rede zum Ernst–Meister–Preis 1981

Ernst Meister besuchte mich auf dem Land in Frankreich. Es war ein Nachmittag im späten Sommer, wir aßen und tranken auf einer Wiese am Berghang und gingen ins Haus, als es kühler wurde. Im geschlossenen nächtlichen Raum sprach Ernst Meister von seinem Todesgedanken. Das war wohl schon in der Zeit, als der Gedanke nicht mehr zu beherrschen, das heißt: nicht mehr nur in Worte zu fassen war, sondern bereits gelebt wurde, zurückgewiesen und angenommen zugleich. Die Erkenntnis des Todes schien unabwendbar geworden, obwohl er in diesem Moment – mehr denn je – versuchte, sich selbst ins Allgemeine hinauszudenken, also dorthin, wo Materie und Atem, Dasein und Tod und ich und du unfaßbar zusammengehören. An diesem Abend sprach er heftig, fast hektisch und kaum zu unterbrechen, von der Zeugenschaft des Einzelnen. Der Zeuge, das Zeugnis, die Zeugenschaft. Für wen oder was bin ich Zeuge, und wer oder was zeugt für mich. Was bezeugt meine Sprache, und was bezeugt sie für mich. Was ist mein Vers, wenn ich nichts bin, und wer greift ihn auf.

Ich kann diesen Sätzen Antwort geben mit meinen Gedichten. Sie betreffen mich als helle Gewißheit, daß etwas verkörpert und nicht verraten wird. Es ist die Revolte der Poesie. Sie ist so selbstverständlich wie skandalös, so lautstark öffentlich wie lautlos brüderlich. Sie kann als gefördert oder vernichtet erscheinen – und sie kann weder wirklich gefördert noch wirklich vernichtet werden. Sie kann mit einem Ort, einem Namen und einer Auszeichnung verbunden sein – und sie setzt sich weltweit, und auch hier, über den gegebenen Anlaß hinweg. Sie ist eine unbeweisbare Form von Hoffnung und ein unverzichtbares Element von Zukunft. In der heruntergewirtschafteten Epoche kann diese Revolte nur immer umfassender werden. Sie kann so lächerlich erscheinen wie nie, so prekär und absurd und kompromittierbar wie nie, und sie wird so radikal sein wie nie zuvor. Sie wird so notwendig sein wie nie zuvor. Sie betrifft auch den, der von Sprache nichts wissen will. Und sie ist auf ebenso lebensgefährliche wie lebenerhaltende Weise selbstverständlich für den, der Sprache macht. Zwei Monate vor seinem Tod schrieb ich einen Vers für Ernst Meister. Er lautet:

*In der rasenden Zeit
ist er langsam zum Freund geworden.
Seine Sprache, Atem des Denkens, ist mir
nicht ferner als der nächste Baum. Es gibt
umgelegte, andere werden sterben
und es ist klar, daß nichts mehr sterben darf
die Bäume, die Freunde, die Sprachen
hier darf nichts mehr sterben.*

Ich danke Ihnen für diesen Preis.

HANS BENDER

Ernst Meister verstehen

Ernst Meisters Werk zwingt auch den, der sich mit ihm befaßt, auf sein Niveau hinaufzusteigen. Unangemessen wäre es, darüber zu reden oder zu schreiben in einer Sekundärsprache, die am Gehalt vorbeitritt oder dessen Sinn nur streift. Er selber hat die ‚Schwierigkeit‘, ‚das Dunkel‘, den ‚Hermetismus‘, den man ihm da und dort übergestülpt hatte, nicht verstehen wollen. Er konnte richtig ärgerlich werden, wenn er den Anspruch, den er sich gestellt hatte, von anderen nicht erwidert sah. Für ihn waren seine Gedichte einfach, klar und gar nicht verschlüsselt. Er hatte darin seine Erfahrung

eingebraucht, aber auch seine Bildung. Es ging ihm nicht um die Realität einer realistischen Beschreibung, sondern um viel weitere Räume: um Sein und Zeit, um Alles und Nichts, um Leben und Tod. Dabei haben ihm die Philosophen geholfen, die er von Jugend an studiert hat. Seine Erklärungen der Welt haben sich jedoch wiederum unterschieden von philosophischen Erklärungen. Es waren poetische Erklärungen. Als ich 1962 meine Anthologie *Widerspiel* sammelte, wollte ich jeder Gedichtgruppe eines Autors eine poetologische Äußerung voranstellen. Bei den meisten Lyrikern lag sie bereits vor; nicht bei Ernst Meister. So gut ich ihn kannte, ich zögerte ihn zu fragen. Er hat sie dann eigens für meine Anthologie und mich formuliert. In fünf Zeilen hat er gerafft, was beim ersten Lesen schwer zu verstehen, beim zweiten Lesen dann ganz verständlich wird:

Wohl dem Autor, der nicht weiß, was Dichten ist, sozusagen schwarz auf weiß (was wiederum nicht heißt, daß er es nicht weiß, so wenig, daß er seine Art Vorschule, Schule, Nachschule schreiben könnte), dafür aber Gedichte schreibt, die gedichtet sind, heute und hier. Also er weiß es? Sein Gedicht verrät, was er weiß. Es fragt dich danach, was du weißt.

Kürzer gesagt: Die Gedichte selber erklären poetisch Sein und Zeit, Alles und Nichts, Leben und Tod. Wörtlich kann es so klingen wie in den dreizehn Zeilen im Band *Sage vom Ganzen den Satz*:

*Geh nur immer
durch Häuser,
bleibe, wenn
kein Geschwätz ist
bei Menschen, weil sie
ihre Tage halbwegs
verstehn, nicht anders*

*als du, der –
einfältiges Bild –
den Boden der Grüfte
durchbricht,*

*um deutlich
hier zu sein.*

(SG 1972, 45)

WOLFGANG HÄDECKE

Begegnungen mit Ernst Meister (1971)

Auf mich zu kommt ein hochgewachsener Mann, mit mächtigem Löwenkopf, tiefen Falten im bleichen Gesicht, dichtem schwarzen Haar, er geht ein wenig gebeugt, „Der langsam Gehende, / der langsam Sehende“, er geht zögernd, mit kurzen Schritten, die Hand fährt ins Haar, er spricht: „Weiß ich es nicht? / Hinter dem Glück / steht Entsetzen“, er trägt auf der rechten Schulter den Raben Glück, auf der linken den Raben Entsetzen, gleichzeitig raunen sie in seine Ohren; wenige Dichter wissen so viel von Glück und Schmerz wie er:

Jetzt ist es Grauen,

nun ist es Liebe.

Dichter, sage ich, Dichter ist er in einem sehr tiefen, auch uralten Sinne, durchaus anachronistisch wie prophetisch, ein Beschwörer, ein Sänger und Zeichen-Setzer, Zeichen-Deuter, das Wort kommt von ganz innen hervor, aus Abgründen: „Das Dunkel fragt man nicht, / wie es ihm geht“, Meister ist kein Macher, Wort-Bastler, Satz-Polierer, dem Sprache und das Organisieren von Sprachteilen genügt, Sprache hat nur Sinn, wo sie Sinn vermittelt, kündigt, auch raunt, eine radikal poetische, manchmal hermetische Rede ertönt, also kein leicht Verständlicher spricht zu uns, keiner, der leichthin Aufsteigendes leichthin unter uns wirft, sondern „in seiner Hoffnung, / länger zu dauern / als diesen einen / Winter des Lebens“, einer, der bedingungslos dem inneren Gesicht, der inneren Erfahrung folgt, ein Schwieriger, ich bin zu sagen versucht: Hölderlin in Hagen, diese ganz innere Stimme redet manchmal ins Rätselhafte, kaum Entzifferbare hinein, wie eben Hölderlin seinerzeit, Celan noch vor kurzem.

Auch ist er ein Kind, mit kindlichen, staunenden, hilflosen Zügen, mit einer gefährdeten Unschuld, die kurzen Schritte sind Kinderschritte, Kindlichkeit ist eine Haupt-Quelle seiner Poesie: „Eine Kindermurmur / rollt in mein Zimmer, / von fern rollt sie / ins Gras, das ich bin“, Kindlichkeit ist auch der Ursprung einer hochsubtilen, hoch-pekären ‚Unfertigkeit‘ vor dem Leben, eines Hineinlaufens in alle nur denkbaren Wandlungen und Wirrnisse, eines nie nachlassenden Staunens über den Wider-Sinn der Welt, über die eigenen Schwierigkeiten – hier setzt Poesie sich selber, ihrem kindlich-männlichen Schöpfer, einem schwierigen Leben eine eigene Moral. Das Ahnen, die Erfahrung des Kindes ist freilich auch die des Weisen: „Kind und Gott / traten ins Gleichgewicht“, das Kind ahnt, der Weise aber weiß, sein Wissen ist zumeist bitter, er tritt schwer auf:

Uns kann nicht leicht sein.

Zuviel ist Totenbesitz.

So kindlich wie weise redet er dann auch von Gott, ohne Scheu vor der angeblich verpönten Vokabel, dem abgetanen Begriff, allerdings auch nie kirchenfromm, verkündet wird da „das Da-sein / aus dem Glauben des Glaubens / ans Da“, woraus sich kein geistliches Lied machen ließe, doch erscheint Gott in Meisters Gedicht auch nicht wider- oder außerchristlich: „Herr, verlaß uns nicht / in der tickenden Zeit, / aber sieh unsere Blöße nicht an“, so hätte auch Paul Gerhardt sprechen können oder der junge Prediger Hölderlin, lassen wir also des Hagener Dichters Religiosität durchaus widersprüchlich stehen:

Wir danken aber Gott,

daß er selbst

es grübelt, was

zu glauben sei.

Vor Verpöntem, das in heutiger Poesie angeblich nicht zu brauchen ist, hat Meister überhaupt keine Scheu, für ihn gibt es dinglich, sprachlich, metaphorisch überhaupt nichts von vornherein Verbrauchtes, ungeniert verwendet er Stein, Meer, Pflanze, Wasser, See, Baum, Gras, König, Äther, Engel im Text (unsereins, knappe zwanzig Jahre jünger, würde vielleicht vor manchem zurückschrecken, die heute Fünfundzwanzigjährigen könnten ihn vielleicht wunderlich finden) – verwendet es freilich ganz im Dienste des inneren Gesichts: „Du mein / wälderreicher / Todesgedanken...“, verfremdet es (ich weiß nicht, ob ihm der Brechtsche Terminus lieb ist), ver-stellt, ver-rückt es, so daß es der inneren Vision dienstbar und damit neu wird:

Mein Gedächtnis,

von Steinen erzogen,

mein Lachen beiwohnend

den Muscheln der alten Meere,

die der Himmel trank.

Zentral, übrigens, ist in seinem lyrischen Werk das Vogel- und Flug-Motiv, es kehrt immer wieder: „Wir sind mit Federn und Flaum / und den Flügelpaaren geflogen / zu der Schwäche dahinten“, dafür ließen sich leicht hundert Beispiele bringen: Worauf deutet diese Häufigkeit? Auf eine unbezwingliche Freiheitssehnsucht, scheint mir, den vielleicht halb-bewußten Wunsch des riesenhaften, kräftigen Mannes, leicht zu werden, immer entfliegen zu können, auszubrechen aus den Fesseln des Gewohnten, Alltäglichen, Ankettenden – vielleicht auch auf Klage und Schrei über das elementare Entsetzen des Lebens: „wir haben viel geschrien“, wie Vögel geschrien, wir, die wir uns aufschwangen aus der kalten Realität und doch immer wieder in sie hineinstürzten, und heiße sie auch Hagen mit Ruß, Eisen und Lärm.

Übrigens ist er, der Visionär, zuweilen auch sehr hart im Zupacken auf die Realität, man denke nur „Hasenwinter“, „Zerstreuung eines Fisches“, „Im heißen Mittag Chikagos“, „Fliege und Greisin“, „Ein Stück Zeitungspapier“ – das alles läßt an Wirklichkeitsnähe, an Verismus, an Schärfe nichts zu wünschen übrig:

*Ja, das ist Chaos: als ein Fisch
zum Mahl erscheinen auf dem Tisch.
Das Auge winkt den andern Seelen überbrüht.*

Wie man Meister überhaupt nicht festlegen darf auf eine Sehweise, einen Stil, eine Tonart – Meister kann ausladend-kaskadisch reden, aber auch äußerst knapp:

*Am Meer
ein Lachen, sie haben
den Fisch gefangen, der spricht.
Doch er sagt,
was jedermann meint.*

Fünf Zeilen, sarkastisch fast: Ein Gedicht, aber voller Dynamit, ein ganzer Mythos wird zertrümmert in siebzehn Worten.

Der hochgewachsene Mann steht leicht vorgebeugt in der leeren nächtlichen Straße einer Kleinstadt, kalter Wind fegt um unsere ein wenig trunkenen Köpfe, der Mann schüttelt sich: „will auch nicht, / da mir, wie geweissagt, / das abgeschliffen schabende / Nichts übers Haupt kam, / noch ausdrücklich hören / die sieben mal sieben / mal siebenzig / Hähne der Verleugnung / vom Morgen her“, nämlich verleugneter Liebe. Diese Liebe traf ihn wie ein Blitzschlag, „Es kam die Nachricht“, sie schüttelte ihn als ein Meersturm, Liebe jenseits des Jungseins, Liebe, wie sie Jugend gar nicht treffen kann, nur den lange Erwachsenen, der freilich die Kindlichkeit nicht verloren haben darf, Liebe mit dem prophezeiten Scheitern vielleicht von Anfang an in sich, auch mit vorhergesehenem Verrat, den der Poet mit dem Löwenkopf nicht wahrhaben wollte:

*Und
würdest du
mir so schwer
wie die ganze Erde:
der Anfang war
schon selig,
so schnell
am Meer.*

Jenes beschriebene Meistersche Vokabular: Hier sammelt es sich in Versen von Glück und Elend, die vielleicht nur bei der Lasker-Schüler in unserem Jahrhundert ihresgleichen haben: „Ich fuhr Entfernen, / die

Sehnsucht reiste ich, / an den Lippen noch fühlend / verlassenem Mund“, Glück und Elend, Euphorie und Wahn, denn es droht in Wahn, in Tod-Sehnsucht abzustürzen, wer sich so aussetzt für Liebe, wer – vergebens – träumt: „[...] Das Lied / ohne Ohnmacht, das / nichts als selige Lied / laß ich dich hören“, ich will hier nicht schamlos eindringen, nicht plump aufdecken, ich will verfahren wie Meister selber im Gedicht-Zyklus „Es kam die Nachricht“: Halb offen, halb chiffriert, aber die Rede muß sein von großem Glück und danach tiefem Unglück, das große Poesie macht, die eigentlich auch eine sehnsüchtige Jugend, kann sie nur ahnen, aufstören müßte: „Du mein / wälderreicher Todesgedanke...“, ja, hier droht er zu überwältigen, ich weiß nicht, wie man da durchkommt, wenn die Trennungen einschlagen, wenn Vergessen, Verlassenheit und Verwirrung regieren:

Zwischen Bäumen wird

Vergessen gesungen.

Grün wird grau.

So sieht auch der Geist aus.

Und ich weiß nicht, was – außer dem Gedicht – danach noch bleibt, vielleicht das ‚überstehen ist alles‘, oder dies: „Am Ende sagt / von zweien / der eine noch: Ich hab/ dich eingelebt/ in die Verlassenheit“, der Trost der Trostlosigkeit also? Aber vielleicht auch, in kindlich staunenden Augen, das verzeihende Glück des Erinnerns?

So sehe ich ihn davongehen, mit kurzen Schritten, gebeugt, mir zuwinkend, die letzte Zigarette in den Rinnstein werfend, vor sich hinmurmelnd, sehr einsam:

Hier bin ich

jetzt und

jetzt schon

nicht mehr hier.

HERMANN LENZ

Ernst Meister unter Zeitgenossen

In einem menschengefüllten Saal, der von Stimmen kochte, stand Ernst Meister wie ein Turm und schaute lächelnd auf eine kleine und dicke Dame nieder, die rote Backen und krumme Beine hatte. Sie redete ekstatisch in schwäbisch gefärbtem Deutsch. Meister hing eine schwarze Haarlocke in die Stirn, und weil er im dunkelblauen Mantel war, sah er ehrfurchtgebietend aus.

Er stand vor meinem Sitzplatz, und ich sagte deshalb zu ihm, leider müsse ich ihn von hier verdrängen; worauf er bemerkte:

Ist schon gut.

Er machte mir Platz, verweilte neben mir, um mit amüsiertem Lächeln den hochgradigen Worten der kleinen und dicken Frau zu lauschen. Dabei kehrte er mir sein Hinterteil zu, was dämpfend in mir nachwirkte, auch als dann Willi Brandt draußen hinterm Katheder die ‚holzverarbeitende Industrie‘ erwähnte, von der sich ein Schriftsteller nicht vereinnahmen lassen dürfe. Nach ihm erzählte Heinrich Böll von Mao Tse-tung, der Theodor Storms Novellen liebe, und erlaubte sich – ernüchternd – daran zu erinnern, wie kurios es anmute, wenn jemand meine, mit der Schreibmaschine schreibe er Besseres als mit der Feder.

Das war Anno siebzig in Stuttgart auf dem Schriftstellerkongreß, und ich hatte das Gefühl, als dulde Ernst

Meister die Aufbruchstimmung und ihre euphorische Debattierlust, die damals um sich griff; denn schließlich war dies – in gewissem Sinne – vielleicht sogar etwas Erhebendes. Ein neuer Anfang mit ‚Ende der Bescheidenheit‘ wurde damals jedenfalls gemacht, auch wenn wir heute diese Bescheidenheit wieder lernen müssen.

Sieben Jahre später gedachte eine kleine Schar von Freunden in Mainz des achtzigsten Geburtstages von Victor Otto Stomps. Um an ihn zu erinnern, war *Das Große Rabenbuch* erschienen, das Albert Spindler, Finanzbeamter seines Zeichens, in einjähriger Arbeit mit Dokumenten, Erinnerungen und sorgfältig reproduzierten Graphiken so aufgebaut hatte, daß es die Arbeit und die Lebensstimmung dieses Poesie-Vaters wieder lebendig machte. Neben seiner Arbeit am *Rabenbuch* hatte sich Spindler eigenhändig ein Haus gebaut und dabei zwanzig Pfund abgenommen.

In diesem Buch ist auch ein frühes Gedicht Ernst Meisters abgedruckt („Wenn dieser Stern einst erkaltet“), der damals in Mainz das Podium eines kleinen Theatersaals stapfend erstieg, ein dickes, vergilbtes und zerfleddertes Manuskript vor sich auf den Tisch legte, darin blätterte und eine große Lupe hervorzog. Er las, über die Seiten gebeugt und durch die Lupe schauend, seine Verse, und niemand spürte mehr sich selber, aufgesaugt von Meisters Poesie.

Hernach wurde ich mit ihm und seiner Frau bekannt. Das war in einem Wirtshaus, wo wir um einen großen runden Tisch saßen. Ich hängte meine Jacke an einen Kleiderhaken, und Meister fragte mich, ob ich meine Briefftasche darin habe. Ich nickte und er sagte:

Dann tun Sie sie schnell raus.

Mir gegenüber saß eine schöne Frau, die nach Thailand fliegen wollte, was ich bewunderte. Sie und ihr Mann schleppten schwere Koffer voll Konserven, die sie seiner Schwester bringen wollten. Die arbeitete in einer evangelischen Missionarstation.

Dann fuhren wir zu Albert Spindlers elterlichem Haus, das an einer langen und geraden Ausfallstraße stand und abgerissen werden sollte. Dort schliefen Meisters in Spindlers Ehebetten, während ich mich über der rückwärts gelegenen und stillgelegten Bäckerei am Boden auf Matratzen ausstreckte. Neben mir stand eine offene Schultasche, und ringsum breitete sich Spielsachen-Wildnis aus.

Am anderen Morgen frühstückten wir in der Küche mit Albert Spindlers Mutter, als gehörten wir zu seiner Familie. Ernst Meister wandte sich jedem zu und fragte nach seinen Kümernissen. Es war, als mache er sie zu den seinen, erkundigte sich bei Spindlers Frau, wie sie ihre Operation überstanden habe, und ließ sich von dem Speichelstein erzählen, der ihr aus der Wange entfernt worden war. Der Speichelstein war von Phosphaten gebildet worden, die sich, der künstlichen Düngemittel wegen, im Gemüse ansammeln; denn Spindlers waren Vegetarier und aßen viel Gemüse.

All dies war für uns etwas Neues, und Ernst Meister nahm es auf, als ließe er's in sich eindringen. Im Rundfunk war die Nachricht bekanntgegeben worden, eine Lufthansa-Maschine sei auf dem Flug nach Mallorca von Palästinensern gekapert worden und nach Rom weitergefliegen; denn damals bahnte sich das Geiseldrama von Mogadischu an, durch das die Terroristen Baader, Meinhof und Ensslin freigepreßt werden sollten. Einer in der Runde meinte, die Regierung müsse zurücktreten, und was für einen Wahlkampf es dann gebe, das könne man sich nicht vorstellen. Ernst Meister saß geduckt am Tisch, die schwarze Haarlocke in der Stirn, und sagte:

Ach so...

Es kam mir vor, als ob er etwas anderes sähe als unsere Gesichter.

Ein Jahr später begegnete ich ihm in Köln beim *Akzente*-Fest. Im Zentrum des Menschengewühls winkte er mir zu und sagte:

Setz dich her.

Seine Frau streckte mir die Hand hin:

Sagen wir auch du. Ich heiÙe Else.

Dann redeten wir über Persönliches, das uns inzwischen zugekommen war, darunter sogar Überraschendes, und ich sagte:

Wer hätte das gedacht!

Wir lächelten. Über Literatur redeten wir nicht; denn die kann man nur machen.

HANS-JÜRGEN HEISE

„Himmel am meisten – Götter keine“

– Ernst Meisters objektlose Religiosität. –

Man nennt Ernst Meister bisweilen einen hermetischen Dichter. Doch was besagt diese Bezeichnung eigentlich?

Der Autor hat in seinen Versen nichts vorsätzlich eingedunkelt, nichts in okkulte Sprache gehüllt. Vielmehr war es ihm darum zu tun, das Weltgeheimnis in den Klartext deutender Begrifflichkeit zu übersetzen. Bei dem Versuch, der Existenz mit knappen, archaisierenden Sinnsprüchen beizukommen, ging zunehmend die bildliche Plausibilität des Anfangs verloren. Die sinnlichen Erscheinungen, an denen der Dichter seine Empfindungen zunächst sichtbar gemacht hatte, traten hinter Philosophemen zurück. Doch genau das schien es zu sein, was Meister anstrebte: Das Tilgen des Spontanen und Lebendig-Farbigen in seinem Werk, das schließlich nichts anderes mehr sein wollte als ein bohrendes Hinterfragen der Schicksalsbedingungen und eine Hinwendung zum unabweislich bevorstehenden Tod.

Meister war weniger ein Hermetiker als ein Metaphysiker, der jedoch, weil er an das Jenseits nicht zu glauben vermochte, mit einer fast schon masochistischen Besessenheit das Nichts beschwor. In ihm rumorte eine negative Religiosität, die um so stärker wurde, je mehr er sich klarmachte, wie hoffnungslos die Lage des abendländischen Menschen durch die Erkenntnisse der Naturwissenschaften geworden ist.

In dem sehr bedeutsamen Gedicht „Die Meister aber sagen“ aus dem Band *Flut und Stein* von 1962 gibt es sogar eine Anspielung auf die Relativitätstheorie, derzufolge das Universum ein Raum-Zeit-Kontinuum ist, das „gekrümmt“ in sich selber zurückläuft. Vor dem Hintergrund eines solchen kosmischen Modells entwirft der Dichter hypothetisch eine moralisch geordnete Welt, in der – absurder Kontrast zur Realität – das Böse außer Kraft gesetzt ist. Damit das mörderische Prinzip des Todes aufgehoben werden kann, erträumt Meister eine Utopie, in der das vom „Tiger des Alls“ auserkorene Opfer mit dem Leben davonkommt, weil die zum Sprung ansetzende Bestie rechtzeitig erstarrt:

*Niemals gewinnt so
ein Rachen Beute,
den Bissen, der sättigt.*

*Gelassen
geht der zur Tränke.*

Das Gedicht, das hohe Anforderungen an das Wissen und die Vorstellungskraft des Lesers stellt, entlarvt die

Vision paradiesischer Friedfertigkeit als ein Trugbild von stillebenhafter Unbeweglichkeit.

In einer aus Materiebausteinen gebildeten Welt, in der alle Geschöpfe zwangsläufig Glieder endloser Nahrungs- und Wiederverwertungsketten sind, müßte jede Bewegung dauerhaft angehalten, unterbunden werden, damit das jagende Tier nicht mehr das gejagte töten könnte.

Die Physiker (die „Meister“) enthüllen jedoch ein dynamisches Universum, in dem das Lebendige, jedenfalls aufs Ganze gesehen, ewigen Kannibalismus betreibt. Nirgendwo tut sich dem forschenden Geist ein Fenster zum Jenseits auf, und der Glaube an transzendente Zufluchtsräume reflektiert nur Nöte aus den Kindheitstagen der Menschheit.

Meister erlebt die allgemeine Desillusionierung als persönlichen Schock. Verzweifelt stellt er fest, daß es zwar „HIMMEL / [...] am meisten“ gäbe, doch „Götter keine“. Unter dem spröden nihilistischen Gestein seiner gedankenschweren Gedichte bleibt allerdings eine starke metaphysische Erregung spürbar. Und Gott wird weiterhin antizipiert: als Un-Möglichkeit, gleichsam als irrealer Gegenpol zur real-satanischen Diesseitigkeit:

*Da ist kein Schöpfer,
da ist kein Zeuge,
da ist sie selbst
aus sich selbst,
Natur, sie allein –*

Der Dichter zeigt keinerlei Bereitschaft, sich als Zeitgenosse zu Wort zu melden und auf die sozialen Probleme unserer Epoche einzugehen. Die Frage zwischenmenschlicher Gerechtigkeit läßt ihn unbeteiligt. Sein ganzes Interesse ist auf die Transzendenz gerichtet, nicht auf die Sozietät.

Weil seine christlichen Jenseitserwartungen nicht mit den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen in Einklang zu bringen sind, entzieht er aus Enttäuschung hierüber seinem Werk immer mehr sinnliche Substanz, bis die Welt als eine extrem dürftige Einrichtung erscheint, als freud- und trostlose Falle vor dem definitiven Ende:

*Vor meinen Augen
breitet sich
HADES. [...]*

Das Totenreich erscheint als Absolutum. Und auf dem kahlen Leidensweg dahin vermag Ernst Meister nichts Anschauliches und auch nichts Erbauliches auszumachen. Alles Seiende wird vom Nicht-Seienden quasi schon im voraus getilgt:

*Hier bin ich
jetzt und
jetzt schon
nicht mehr hier.*

Sein Wissen um die Flüchtigkeit des Lebens hat den Lyriker derart traumatisiert, daß er nicht mehr das Aroma daseinsfrischer Momente zu spüren vermag. In allem und jedem schmeckt er die Asche des Todes mit:

*Honig aß ich,
„taumelnd vom Geruch
meiner eigenen
Verwesung“.*

Die deprimierende Einsicht, daß kein Gedächtnis außerhalb der Erde uns nach dem Tode rettend

aufbewahrt, verhindert ein Zustimmung zur immanenten Schönheit der Welt, wie sie sich etwa in ihren jahreszeitlichen Abläufen kundtut:

*Es war Mai,
Juni auch, und es wurde
manches empfunden
betreffs der Natur.*

Meister litt darunter, daß die Scheinwerfer der Aufklärung immer greller in das Dunkel von Mythos und Religion hineinleuchteten. Er erkannte, daß es keinen Ort mehr gab, an dem sich Wunder und Wunderglaube noch verstecken konnten. Und es verbitterte ihn, daß die Erklärungen der Wissenschaft alle Erscheinungen trivialisierten. Die neue quantifizierbare Wahrheit nahm den Dingen und Lebewesen ihre poetische Aura, deshalb bilanzierte der Dichter in parabolischer Zuspitzung:

*Am Meer
ein Lachen, sie haben
den Fisch gefangen, der spricht.
Doch er sagt,
was jedermann meint.*

Bereits in dem Debütband *Ausstellung* von 1932, dem erstaunlichen Buch eines Einundzwanzigjährigen, hatte das Gedankliche einen wesentlichen Bestandteil gebildet. Doch es war noch, und zwar auf sehr gelungene Weise, mit Sensualistischem verquickt gewesen. Das Spekulative wurde durch Visuelles vergegenwärtigt, und der Dichter, stimuliert durch die bildhaften Stimmungen Trakls und der Lasker-Schüler, erprobte schöne Verkleidungen seines empfindsamen Ichs:

*Die gelben Beine kreuzt der Mensch im Schlaf.
Die Knie kniet er tief in seinen Mund.
Das dunkle Auge träumt den dunklen Leib.*

*Der hochgedrehte Kopf dreht sich im Traum.
Die Träume träumen Träume ohne Grund.*

Oder:

*Tier Ultiman ist König von Morgenland.
[...]*

*Tier Ultiman baut einen Palast aus einer Assoziation.
Ultiman wußte als Kind schon,
wie es darin umhergehen würde:
mit einer Hyazinthe im Knopfloch
und einem Telefon im Haar,
und in den Nüstern Lampions aus Kupfer.*

In den Texten der Sammlung *Ausstellung* fehlt es, anders als in den Arbeiten der Spätzeit, keinesfalls an Bezügen zur Industriegesellschaft. Wie in der (etwa gleichzeitig entstandenen) Poesie des Spaniers Rafael Alberti, die Meister ganz gewiß nicht zugänglich war, dient eine dadaistische Munterkeit dazu, religiöse Inhalte und technische Utensilien wertfrei nebeneinander zu setzen und so eine Balance des irritierten Gefühls herzustellen.

Telegrafendrähte koexistieren mit Engeln, die im Blut des „L’homme machine bleue“ ertrunken sind. Das

Leben gleicht einem graziös auf einer Freilichtbühne inszenierten Stück, und es scheint in spielerischer Einfachheit deutbar zu sein:

ALLES BERUHT AUF SICH.

Ich beruhe auf mir.

Die Stadt geht durch die Straßen spazieren.

Ein Berg steigt zu sich hinauf.

Eine Luftschiffschaukel bleibt im Schwunge stehn und besinnt sich.

Der Fluß spricht: Wohin muß ich fließen?

Gott spricht: Mutter, ich kann nicht mehr weiter. Es ist so heiß.

Die Chaussee spricht: Ich habe kein Benzin mehr.

Ein Abend umhegt die Welt und sagt: Guten Abend.

Mütter sprechen im Chor:

Alles beruht auf sich.

Sie lachen.

Die ruhige Sprache des Gedichts täuscht über die verborgene Problematik hinweg. Nach einigen harmonischen Sentenzen, die ein trügerisches Glück evozieren, geschieht etwas Unvorhergesehenes, Undenkbares: die Luftschiffschaukel verharrt mitten in der Bewegung und widerlegt so die Naturgesetze. Im folgenden bleibt der Ablauf gestört. Der Fluß wird unsicher über die Richtung seines Fließens. Und Gott taucht unverhofft in Gestalt eines Kindes auf, das sich bei seiner Mutter über die Beschwerlichkeit des Weges beklagt. Zur allgemeinen Ratlosigkeit paßt die Metapher von der Chaussee, der das Benzin ausging. Das Bild deutet an, daß von seiten der Technik kaum Hilfe zu erwarten ist. An die Stelle Gottvaters, der mit Umsicht und Strenge über seine Schöpfung wacht, tritt der Chor von Müttern, die auf die Frage nach dem Sinn des Lebens die eingangs leichthin gebrauchte Formel bereithalten: „Alles beruht auf sich“; doch nun, im gewandelten Bedeutungszusammenhang, wirkt die Phrase auf fatale Weise nichtig.

In *Ausstellung* versuchte Meister, seine Verzweiflung an Dingen sichtbar zu machen. Er redete von einem Hotelgarten, beschwor einen normalen Nachmittag und rief sich die Zeit seiner Kindheit ins Gedächtnis, als er sich noch an der „sommerlichen Einfalt“ freuen konnte. Doch schon der junge Poet hatte ein gestörtes Verhältnis zur Wahrnehmungssphäre. Ihn peinigten gestaltlose Ängste, und die Erscheinungen der Körperwelt dienten bisweilen nur zur Illustration seiner horror-vacui-Gefühle:

DAS DUNKEL

Das Dunkel fragt man nicht,

wie es ihm geht.

Es singt nicht.

Es hat keine Augen.

Dunkel ist ein toter Hund.

Als der Poet nach mehr als zwei Jahrzehnten publizistischer Enthaltensamkeit 1953 erstmals wieder an die Öffentlichkeit trat, war er immer noch der vergrübelte Metaphysiker, als der er begonnen hatte. Das Erbarmen über die Hinfälligkeit der menschlichen Kreatur wurde auf Jagd- und Schlachttiere ausgedehnt, und das Entsetzen über die Realität der Chicagoer Rinderverwertungsbetriebe schlug sich nieder in der Formulierung:

[...] *das Mitleid und der Appetit gehen eingehängt*

[...]

Eine Weile noch schwankte Meister zwischen einer sinnhaften und einer abstrakten Ausdrucksweise, und es entstanden empirisch beglaubigte Texte wie „Der Südwind sagte zu mir“, „Traurig“, „Utopische Fahrt“, „Ein Stück Zeitungspapier“, „Zeigen“ und „Doch was geziemt“, Arbeiten, in denen die affektiven Kräfte meist durch Ironie abgeleitet wurden. Insgesamt gesehen, verlief die Entwicklung nun jedoch ins Ungegenständliche entsprechend einer immer depersonalisierten Vorstellung von Gott, der – bevor er zu einem Synonym für das Nichts wurde – noch einmal als ein böse durch öde kosmische Räume glotzendes Gewaber erschien:

*MANCHMAL
blickt Gallert hin,
Auge des Todlosen,
ob ein Wesen
noch da ist.*

Aus der Metaphysik Meisters entschwand nach und nach die Idee Gottes, ohne daß die Welt deshalb für ihn aufhörte, metaphysisch zu sein:

*Ich weiß
nichts Dunkleres
denn das Licht.*

Ernst Meister fand keinen Ausweg aus dem Dilemma seiner objektlosen Religiosität. Die Historie ohne transzendente Ergänzung besaß für ihn keinerlei Sinn. So blieb die Wirklichkeit dem gealterten Dichter, was sie auch dem jungen schon gewesen war: ein zutage liegendes Rätsel, über dessen Unlösbarkeit keine noch so zerquälten Denkanstrengungen hinweghalfen.

Aus Helmut Arntzen und Jürgen P. Wallmann (Hrsg.): *Ernst Meister – Hommage – Überlegungen zum Werk – Texte aus dem Nachlaß*, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, 1985